

Supper, und dir?

ROMAN



Kathrin Weßling

ullstein 



ullstein 

Das Buch

Marlene Beckmann, Anfang dreißig, Social-Media-Managerin in einem multinationalen Unternehmen, hat es geschafft: Sie hat 532 Freunde auf Facebook, einen Freund, der sie liebt, und einen Job, den alle haben wollten. Und wenn sie noch weniger schläft, noch produktiver ist, fröhliche Selfies postet und dabei in ihre Chakren atmet, wird das Leben noch besser.

Um dem ständigen Druck standhalten zu können und den eigenen Erwartungen gerecht zu werden, ruft Marlene jedoch immer öfter ihren Dealer Ronny an. Bis ihr die Kontrolle schließlich ganz entgleitet und sie in einen Strudel aus Abhängigkeit und Selbstzerstörung gerät.

Die Autorin

Kathrin Weißling, geboren 1985 in Ahaus, arbeitet als Journalistin und Social-Media-Redakteurin u. a. für *Spiegel Online*, *stern.de* und den *NDR*. Sie liebt Dinge mit WLAN und Liebe. Bisher sind zwei Bücher von ihr erschienen: *Drüberleben* und *Morgen ist es vorbei*.

1.

Heute ist mein Geburtstag. Ich bin einunddreißig Jahre alt, mein Körper wohl eher einhundertfünf – zumindest fühlt er sich so an. Emotional bin ich so unreif, dass ich auch den vierten Anruf meiner Mutter an diesem Tag ignoriere. Im Schnitt macht das nicht einunddreißig, das weiß sogar ich.

Fünfter Anruf »Zuhause«, dazu eine SMS. Jemand hat eine Nachricht auf meiner Mailbox hinterlassen.

Die Marlene, die ich mir manchmal vorstelle, wenn ich »Marlene tut so, als sei sie erwachsen« spiele, hätte sich heute Freunde eingeladen, einen Kuchen gebacken, den antiken Holztisch abgewischt und Getränke kalt gestellt. Diese Marlene würde Geschenke auspacken und sehr oft sehr hohe Töne von sich geben und ständig wiederholen, wie total überraschend, wie absolut lieb, wie süß das Zeug sei, das sie auspackt, mit dem sie gar nicht gerechnet habe, weil das doch nicht nötig gewesen wäre. *Komm her, Maus, lass dich drücken, ich hab dich so lieb, noch jemand Prosecco?*

Menschen, die nicht so sind wie ich, würden nicht in einer sehr großen Wohnung sitzen, in der zu wenige Möbel stehen. Sie würden sich benehmen, wie es Erwachsene tun. Und so eine Erwachsene wäre nicht erst gegen Abend aufgewacht und würde nicht darüber nachdenken, was

deprimierender ist: dass der Geruch des schimmelnden Geschirrs im Waschbecken in der Küche langsam auch ins Schlafzimmer kriecht – oder dass niemand außer ihr davon weiß, die heute Geburtstag hat, die Tür nicht aufmacht und sich von tiefgekühlten Himbeeren und Wodka ernährt. Diese erwachsene Frau würde sich das Mädchen ansehen und denken: *Zum Glück ist das nicht mein Leben. Zum Glück bin ich nicht Marlene Beckmann.*

Marlene Beckmann jedoch hat keine Wahl: Sie muss Marlene Beckmann sein. Ob das nun besonderes Glück oder ziemlich viel Pech ist, das kann nur ich selbst entscheiden. Zumindest hat das der Therapeut gesagt, bei dem ich vor drei Jahren das erste Mal war. »Hören Sie, Frau Beckmann, Sie alleine müssen entscheiden, was Sie aus Ihrem Leben machen.« Aha, dachte ich. Dann ging ich nach Hause und beschloss, zu diesem Leben gehört kein Therapeut, der mir sagt, dass ich am Ende doch alles alleine entscheiden muss. Das wusste ich schließlich schon, dafür muss man doch niemanden bezahlen.

Vielleicht hätte ich anders entscheiden sollen, denn vielleicht hatte der Therapeut etwas gesagt, das ich glaubte zu wissen, von dem ich aber eigentlich keine Ahnung hatte. Vielleicht, denke ich, hätte Marlene Beckmann damals einen Moment länger nachdenken sollen. Das mit dem Leben war nämlich so: Ich zu sein war sehr lange sehr einfach. Bis es dann sehr kompliziert wurde. Das klingt nach etwas, das man auf einen Jute-Turnbeutel drucken lassen kann, den man in einem dieser Geschäfte erwirbt, in denen es auch Postkarten mit ironisch-tiefsinnigen Sprüchen gibt und Polaroid-Kameras – alles total handmade und retro und urban

und individuell und so. Aber ich weiß es besser: Es ist alles so lange einfach, bis es kompliziert wird. So einfach ist das.

Ich würde gerne aufstehen, mein Gesicht waschen und die Zähne putzen, lüften, abwaschen, den Müll runterbringen und einkaufen gehen. Ich wünschte, es wäre gerade einmal halb elf am Morgen und nicht schon achtzehn Uhr abends. Toll, so viel Zeit, so viel Leben, so viel Lust auf Yoga und E-Mails lesen und Sushi essen und Freunde treffen, da weiß man gar nicht, womit man anfangen soll. Ich wäre gerne zum »Lunch« verabredet und danach ein bisschen Shopping, vielleicht Friseur, vielleicht Maniküre, Waxing auf jeden Fall, zum Schluss noch ein Eis, ist ja mein Geburtstag, hihi. Ich würde gerne Jakob anrufen und sagen, dass ich mich schon auf heute Abend freue. Und dass ich kochen werde – für ihn und unsere zwanzig besten Freunde. Wir würden Witze darüber machen, dass ich nicht kochen kann, obwohl wir beide wissen, dass es nicht stimmt, aber wir sind natürlich so ein Paar, das sich selbst nicht immer ganz so ernst nimmt, total entspannt, super unkompliziert, Herzchen, Zwinkersmiley, Kuss.

Stattdessen schiebe ich langsam die erste von zwei Decken weg, unter denen ich mich begraben habe. Die Bettwäsche ist fast so alt wie ich. Ich habe schon darin geschlafen, als wir noch zu dritt waren, als ich noch »Leni« war, als mein Name noch durchs Treppenhaus hallte: Leni, Essen. Leni, Zeit fürs Zähneputzen. Leni, komm jetzt, wir müssen los. Lenipopeni. So alt ist dieser Bettbezug.

Auf dem weißen Stoff der zweiten Decke sind braune Flecken, die sich nicht mehr auswaschen lassen. Blut. Das Blut meiner ersten Periode. So alt ist dieser weiße Stoff.

Ich liege da, beide Decken zur Seite geschlagen, und höre das Telefon vibrieren. Ich rieche die Zigaretten, die ich gestern Nacht in der Schale mit den Himbeeren ausgedrückt habe. Ich sehe mich daliegen, blass und verschwitzt, draußen sind es bestimmt noch immer fünfundzwanzig Grad. Ich sage: »Hey Siri.«

Siri sagt: »Hallo.«

»Siri, brauche ich heute einen Regenschirm?«

»Nein, Marlene, es wird schön heute.«

Das ist der Running Gag zwischen meinem Telefon und mir: »Es wird schön heute.« Ich lache, Siri schweigt. Dann eben nicht. Das Telefon vibriert. Ich liege da. Das Telefon verstummt. Ich atme. Ich schwitze. Ich spüre die Panik. Das Herz. Mein Herz.

Die Marlene, die ich mir manchmal vorstelle, wenn ich »Marlene tut so, als sei sie erwachsen« spiele, würde nun endlich aufstehen. Sich duschen. Retten, was zu retten ist von Marlene Beckmann und ihrem einunddreißigsten Geburtstag. Ich aber hieve meinen monströs schweren Körper aus dem Bett, setze mich auf den Rand der Matratze, greife nach dem Spiegel auf dem Nachttisch und versuche nicht hineinzusehen, während ich die erste Line des Tages langsam durch meine wunde Nase ziehe.

Ein paar Stunden später treffen wir uns alle bei Saskia, weil ihre Wohnung in der Nähe des Clubs liegt, in den wir später gehen wollen, um zu feiern, dass ich geboren wurde. Ronny ist auch da. Ronny ist ein Freund von Tim und Saskia. Ronny ist der Apotheker: Egal, welche Schmerzen du hast – Ronny hat die Medizin. Wir trinken Jägermeister und Bier, Wodka

mit Soda und Limette. Wir rauchen viel und reden schrill, weil aus den Boxen Techno wummert, der zu laut ist, um einander zu verstehen. Wir sind zu zehnt und so betrunken oder high, dass wir uns auch in völliger Stille nicht mehr verstünden, weil wir uns gegenseitig übertönen wollen. Alles, was wir denken und sagen, ist unglaublich wichtig, noch nie gesagt, noch nie gefühlt worden. Wir lieben uns alle, wir sind uns so nah, wir sind so anders als alle anderen.

Kokain hilft gegen den Alkoholrausch und gegen die Müdigkeit, gegen das Gefühl, dass das alles hier ziemlicher Quatsch ist. Speed hilft gegen die Lethargie. MDMA hilft gegen Einsamkeit. Ephedrin und Mephedron sind für die Fortgeschrittenen. Gras holt runter, was zu hoch geflogen ist. Ketamin ist nur für Ronny. Ronny hat an alles gedacht, denn er sorgt sich um uns. Das sagt er heute Abend oft: »Freunde, ich möchte, dass es euch allen gut geht.« Und wir, seine Freunde, grinsen breit und nicken. Uns geht es gut. Uns geht es ja so was von gut.

»Weißt du, ich glaube, das ist genau das Problem. Man muss das einfach mal übergeordnet sehen, denke ich. Im größeren Kontext, irgendwie«, sagt Tim neben mir, und ich versuche zu verstehen, was er meint.

»Hä? Wovon sprichst du?«, frage ich ihn.

Wir sitzen nebeneinander auf dem Sofa, vor uns liegen die anderen, auf dem Boden und auf Kissen. In der Mitte Flaschen und Aschenbecher, Gläser, Handys, zerrissenes Geschenkpapier.

Tim starrt Saskia an, die uns gegenüber sitzt und über etwas lacht, das Ronny gesagt hat.

»Tim?«

»Ja, ach, keine Ahnung. Alles eben. Ich meine alles. Wie läuft es bei der Arbeit?«

Ich habe Tim diese Frage schon vor ungefähr einer Stunde beantwortet. Mit einer der fünf Versionen, die es gibt – sie reichen von »Das ist die hässliche Wahrheit, nimm sie und friss sie, mir doch egal!« bis hin zu »Es geht mir so geil, ich habe safe das beste Leben der Welt, ey!«. Weil wir schon lange befreundet sind, habe ich ihm Version zwei erzählt: »Es läuft, es läuft super.« Genau das Gleiche sage ich ihm jetzt noch mal. Ich suche Ronnys Blick, und er nickt. Wir stehen auf.

Alle im Raum wissen, wohin wir gehen, was wir gleich nebenan tun werden. Warum wir dann trotzdem gehen, anstatt einfach bei den anderen zu bleiben: Zwischenwelt-Logik.

Das Badezimmer ist gerade groß genug für zwei Personen, es riecht nach Saskias Duschgel und Ronnys Aftershave. Wir sitzen nebeneinander auf dem Badewannenrand, und wenn ich mich ein wenig aufrichte, kann ich uns beide in dem Spiegel sehen, der über dem Waschbecken montiert ist: ein junger Mann, Ende zwanzig, eher untergewichtig, schmale Schultern, sehnige Arme. Auf dem rechten hat er ein Herz tätowiert, das aussieht, als hätte ein Kind es gezeichnet. Er trägt eine schwarze Skinnyjeans und ein dunkelblaues T-Shirt. Seine Haare hat er abrasiert, vermutlich, weil sie begannen auszufallen – der hohe Ansatz der Stoppeln verrät das. Er trägt einen Vollbart. Er beugt sich über sein Smartphone und hackt mit einer Versicherungskarte auf dem Display herum.

Daneben sitze ich. Eine junge Frau, blonde brustlange Haare, schwarzes Top, ausgewaschene hellblaue Skinny-jeans. Ich sehe die Frau an: Ihre Brüste wirken zu groß für die schmale Silhouette, ihre Schlüsselbeine heben sich deutlich ab, ihre Wangen sind ein wenig eingefallen. *Gut, denke ich, sieht sehr dünn aus.*

»Hier«, sagt Ronny und hält mir sein Telefon hin, auf das er vier Lines gelegt hat. Seine Hand ist ruhig. Ich wische meine an der Jeans ab.

»Hast du einen Schein?«, frage ich.

»Das ist widerlich, Marlene. Scheine sind voller Bakterien, die steckt man sich nicht in die Nase.«

»Entschuldigung, ich bin natürlich noch nicht so lange im Business wie du.«

»Das ist Anfängerwissen. Nimm einen Strohhalm oder ein Metallröhrchen, aber bitte keinen ekligen Fünfziger.«

»Okay, ich werde nie wieder das Kokain, das irgendein Darm für uns nach Deutschland geschmuggelt hat und das von irgendeinem Händler in Tüten gefüllt wurde, bevor es den Weg zu dir gefunden hat, mit einem Geldschein durch meine Nase ziehen. Versprochen. Denn das ist sehr eklig.«

»Ach, fick dich.«

»Würdest du mir dann bitte einen Strohhalm geben?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht deine Mutter bin.«

»Sie hätte bestimmt einen für mich, wenn ich sage: Mama, lass uns ein bisschen Kokain ziehen.«

»Witzig.«

Ich schaue mich suchend in Saskias Badezimmer um.

Da sind: ein Waschbecken, eine Badewanne, ein kleines Schränkchen an der Wand, auf dem Haargummis, Lippenstifte und Make-up liegen. Ich stehe auf und schiebe das ganze Zeug darauf zur Seite, hebe die Dosen hoch, Saskias Deo, ihr Haarspray. Nichts.

Ich drehe mich zu Ronny um, der mir reglos zuschaut.

»Hier ist nichts.«

»Guck mal in den Schrank rein«, sagt er, und ich ziehe die oberste Schublade auf. Darin: Nagellack, Kajalstifte, Puder, noch mehr Haargummis. Ich krame ohne Erfolg darin herum, ziehe die zweite Schublade auf, wühle mich durch Kondome, OBs und Wattepad, ich durchforste alle vier Schubladen und frage mich nicht einen Moment, ob das, was ich hier gerade tue, irgendwie falsch ist.

In der untersten Schublade finde ich schließlich ein kleines selbstgenähtes Täschchen. Ich ziehe den Reißverschluss auf und finde, wonach ich gesucht habe: zwei Metallröhrchen, dazu ein Tütchen mit weißem Pulver, auf dem ein mit rotem Edding geschriebenes »S« steht – Ronny ist fürsorglich, er kennzeichnet unsere Medizin mit ihren Anfangsbuchstaben. C für Kokain, S für Speed.

»Na bitte«, sagt Ronny. Ich reiche ihm das Röhrchen, doch er schüttelt den Kopf.

»Ich dachte, du brauchst eines?«

»Nicht ich. Du. Ich hab mein eigenes.«

»Nicht dein Ernst?«

Ich setze mich neben ihn und greife ungeduldig nach dem Telefon, das zwischen uns auf dem Rand liegt.

»Natürlich. Ich hab euch alle lieb, aber deshalb muss ich mir nichts in die Nase stecken, was schon in eurer war.«

Das Kokain wirkt in Wellen: Die erste kommt beim Ziehen. Die zweite ein paar Minuten später. Die dritte nach zwanzig Minuten. Die letzte ist nur noch ein Plätschern, eine versiffte Pfütze im Kopf, die vom Meer erzählt, während man eigentlich schon auf dem Trockenen sitzt. Ein, maximal zwei Stunden, dann schreit alles nach mehr, mehr, mehr.

Ich ziehe zwei der vier Lines auf einmal, Ronny kennt das schon. Ich brauche mehr als andere, um etwas zu spüren. Das hat etwas mit dem Stoffwechsel zu tun. Nichts mit Gewöhnung und Sucht, echt nicht. Das Kokain ist stark und riecht widerlich chemisch, aber es betäubt den Rachen sofort, daher ist es egal, wie sehr ich mich vor dem Geschmack ekle. Ich atme aus, darauf bedacht, das Telefon sofort von mir wegzuhalten – würde ich das Pulver aus Versehen weg-pusten, würde mich das mindestens zwanzig Euro kosten.

Ich schließe die Augen und spüre die zweite Welle, während Ronny seine Line zieht, schnell und fast geräuschlos. Mein Puls rast, mein Körper entspannt sich trotzdem. Für diesen kurzen Augenblick würde ich mittlerweile mein letztes Geld hergeben: der Moment, in dem sich die Synapsen beruhigen, als würde warmes Wasser sie umschwemmen. Der Moment, in dem ich atmen kann, ruhig werde und voller Vorfreude bin. Der kurze Augenblick, in dem die schönen Dinge noch klar sind und die hässlichen betäubt. Alkohol macht müde und schwer, das Kokain macht aus dem dreckigen Suff einen eleganten Rausch, der im perfekten Moment verharret. Bevor dann nach und nach alles abstirbt.

Diese zweite Welle ist ohne Gier nach mehr, ohne Angst vor der Ebbe, ohne Unruhe, ohne Eile. Sie ist Entspannung

und Anspannung im Wechsel, ein bisschen Vorfreude, sehr wenig Feuerwerk, eher ein sanftes Schwimmen auf dem Nichts.

Es klopft an der Tür, und Ronny sieht mich fragend an.

»Moment!«, rufe ich und ziehe die letzte Line. Der Abstand zu den ersten beiden ist zu kurz, ich weiß, dass man damit einen Taifun auslösen kann, der alles durcheinanderwirbelt. Ich weiß, dass mein Herz rasen und die Klarheit, die so schön sein kann, so ruhig und sanft, wehtun wird. Diese Art von Klarheit adelt den Rausch nicht, sie drückt ihn weg. Aber einmal gezogen, gibt es eben kein Zurück, jetzt muss man es mit Würde tragen und das Herzrasen mit Wodka kühlen.

Als Ronny aufsteht, sehe ich mich für einen Moment alleine im Spiegel. Ich sehe das blasse, dünne Mädchen und dass es sich gar nicht verändert hat. Genau das ist das Problem: Das Mädchen liegt nicht halbtot mit einer Nadel im Arm auf der Toilette eines Bahnhofs. Man sieht nicht, wie das Mädchen ertrinkt, ganz im Gegenteil. Es reitet die Wellen, während der Sturm aufzieht, und es lächelt, es winkt den anderen zu, schon viel zu weit vom Strand entfernt, Wasser in den Lungen, Wasser im Kopf, und ruft: Alles in Ordnung, es geht mir sehr, sehr gut!

2.

In einer Beziehung mit Jkb Bremer

Das steht jetzt auf Facebook. Ich starre den Bildschirm an und denke: *Das ist nicht real*. Damit meine ich, dass es in einem Sozialen Netzwerk steht, dass es offiziell ist, dass Jakob Bremer jetzt mein Freund ist. Denn wenn es auf Facebook steht, ist es wahr. Im 21. Jahrhundert manifestiert sich der Beziehungsstatus nicht in einem Verlobungsring, sondern durch ein paar Klicks, die im Profil anzeigen, dass man es geschafft hat. Dass man sich erfolgreich durch Tinder, Online-Dating, One-Night-Stands und anderen Irrsinn gequält hat und der lebende Beweis dafür ist, dass die Feuilletons dieser Welt unrecht haben: Die Liebe ist nicht tot, sie lebt hier und jetzt, kann man alles anschauen und anklicken und liken und swipen und beweisen. Jakob und ich. Das ist Liebe.

Ich habe Jakob an einem Abend vor ein paar Jahren kennengelernt, an dem ich mit allem gerechnet habe, nur nicht damit, dass dieser Mann vor mir steht und sagt: »Deine Wimperntusche ist zerlaufen, du siehst aus wie ein Panda-Baby.« Das ist es also, was ich meinen Enkeln irgendwann einmal